

Als Bagabund in Indien

Von Ernst Machet

Arme Afrikaner!

Wenn ich an die Tage auf Sumatra zurückdenke, tritt in meiner Erinnerung vor allem ein Erlebnis in den Vordergrund, dessen erschütternde Tragödie mich noch heute mit Behmut und Trauer erfüllt, trotzdem es einen für mich gewinnbringenden Ausgang nahm. Ich und unbekannt, wie ich zum Bettler geworden war, sollte ich wieder zu Reichtum gelangen; allerdings zu einem traurigen, fluchbeladenen Reichtum, an dem — wenn auch ohne meine Schuld — das Blut von einem Häuflein braver Menschen fließt. Vielleicht war dies auch die Ursache dafür, daß mein Schatz kein Beharrungsvermögen besaß (wie übrigens die meisten zufallsweise erworbenen Güter) und mir schließlich nichts hinterließ, als die — Erinnerung....

So oft ich auf der Veranda von Dirk Blaats Bungalow saß, blickte ich hinüber nach den „Blauen Bergen“, mit stets wachsender Neugierde und Sehnsucht. Die Neugierde mochte ihren Grund wohl darin gehabt haben, daß man mir wiederholt gesagt hatte, daß ich außerhalb der Stadt keine zehn Meilen weit gehen könne, ohne angefallen und getötet zu werden. Nun, ich war jung, und — wessen Jugend war nicht erfüllt von der dunklen Sehnsucht nach Abenteuer jeglicher Art?! So machte ich mich also eines Morgens auf, fest vertrauend, daß die Afrikaner meine friedliche Absicht erkennen und mir nichts zuleide tun würden.

„Sie können keine zehn Meilen weit gehen.“ hatte man mir gesagt, doch ich war schon an die fünfzehn Meilen gewandert und hatte bloß die eine Wahrnehmung gemacht, daß die Blauen Berge enger waren, als ich gedacht. Ich schaltete eine kurze Raft ein, an ein wenig von dem mitgenommenen Probiert, dann trabte ich sorglos weiter. Und abermals mochte ich vier bis fünf Meilen zurückgelegt haben — ich befand mich nun mitten im Urwald und folgte einem schmalen Dschungelpfad —, als plötzlich drei Leute vor mir standen, die ich sofort als Afrikaner erkannte: sie hatten merkwürdige viereckige Schädel und leicht geschlossene Augen, trugen grüne Kopftücher und kurze Hosen, über letzteren Sarongs, das sind bis zu den Knien reichende Lententücher.

„Bulan Wanda, Inggris!“ („Ich bin kein Holländer, ich bin Engländer!“) rief ich, da mich die drohende Haltung der Eingeborenen doch etwas beunruhigte, und meine Worte hatten die gewünschte Wirkung: ich wurde eingeladen, mitzukommen nach dem nahen Kampong. (Ja, die geschäftstüchtigen Engländer, die — trotz ihrem Freundschaftspakt mit Holland — den Afrikaner Waffen und Munition lieferten, standen bei diesen in hoher Gunst, wenn auch die sogenannten

Waffen fast durchwegs alt und kaum mehr brauchbares Gerümpel waren!)

Der Kampong bestand aus einigen recht kunstvoll gebauten Holzhütten: in die Erde gerammten und untereinander mit Bast verbundenen Stämmen der Sumpfpalme, mit Atap überdacht. In der Hütte des Ortsältesten wurde ich ehrerbietig empfangen und sogleich bewirtet. Man setzte mir Stachelschweinfleisch und Buchol Klapar, das Mark der Kokospalme, vor, und des Wirtes Tochterlein brachte Betel und Palmwein. Nach beendigtem Mahl führte mich der Häuptling in seine Schatz- und Waffenkammer, und ich muß sagen, daß es da vieles gab, das ich nur zu gern mitgenommen hätte. Das schönste Stück aber war ein Kevang (Art trummer Säbel), an dem der Alte auch mit besonderer Liebe zu hängen schien: am Kopf des massiv goldenen und äußerst kunstvoll ziselierten Knaufes saß ein Türkis von einer Pracht und Größe, wie ich einen solchen bisher nicht gesehen hatte. Lange hielt ich diese Waffe in den Händen, ehe ich sie ihrem Besitzer zurückgab, der mir zum Abschied einen kostbaren Klammendolch, einen sogenannten Kengschau schenkte....

Ungefähr zwei Monate später saß ich eines Abends wieder auf der Veranda von Dirk Blaats Bungalow und spielte mit einem jungen Honigbären, den ein Freund meines Gastgebers diesem aus Singapore mitgebracht hatte. Plötzlich zuckte ich zusammen, es hat mich jemand angesprochen:

„Guten Abend, Mynheer!“

Vor mir stehen zwei holländische Legionäre, die eine sargähnliche Kiste mitgebracht haben und diese soeben niederstellen. Ich frage die beiden Kerle, die mir wenig vertrauens-erwendend und obenrein nicht ganz nüchtern scheinen, nach ihrem Begehren. Sie hätten erbeutete Waffen zu verkaufen, meint grinsend der eine. Ich lehne dankend ab, da ich weder ein Rüberhauptmann noch ein Waffenhändler bin — und hoffe im stillen, die Leute bald los zu werden. Die zwei Gefellen mußten mich aber wohl für den reichen Dirk Blaats gehalten haben, denn sie äußerten absolut keine Lust, ihre Kiste wieder mitzunehmen. Und als ich endlich fragte, wieviel sie forderten, verlangten sie 25 Gulden. Ich gab ihnen das Geld: es war — bis auf einen letzten Gulden — alles, was ich besaß; mein ganzes Vermögen, das ich mir seit meiner Landung in Sabang zusammengespart hatte. Nun begannen die Legionäre zu erzählen, daß sie einen afrikanischen Kampong erobert hätten, daß die Eingeborenen niedergemacht worden seien, und in der Kiste sich ein Teil der Beute befände. Dann verlangten sie noch Branntwein. Ich gab ihnen eine vierlängige Flasche Ginever, die ich tags vorher von Alberti, dem Wirt, bekommen hatte. Und die Kerle gingen, grinsend, wie sie gekommen waren. Als ich

allein war, öffnete ich die Kiste. Sie enthielt neben goldenen Fuß- und Armreifen alte Gewehre, Kengschau und Kevangs, — unter letzteren einen, den ich schon einmal in Händen gehabt hatte: einen Kevang mit goldenem Knauf, dessen Kopf ein überaus großer Türkis zierte....

Ein sogenannter Liebhaber

Die beiden Legionäre, die mir die Krüge mit den Waffen und Goldreifen angehängt hatten, dürften nicht nur vielleicht, sondern ganz bestimmt betrunken gewesen sein. Und sie mußten dringend Geld gebraucht haben, um weiter trinken zu können; denn andernfalls würden sie sich für die Sichtung und Verwertung ihrer kostbaren Kriegsbeute wahrlich mehr Zeit genommen haben!

Als Dirk Blaats den Inhalt der Kiste durchstöbert hatte (mein feister Tabakpflanzler verstand sich auf derlei Dinge!), klopfte er mir fest auf die Schulter und sagte: „Freund, wenn du diesen Krimskram zu Geld machst, kannst du dir für den Erlös ein Bungalow und zehntausend Acres Land kaufen! Und wenn du noch mehr heraus-schlagen willst, dann warte ein bißchen zu. Bin und wieder kommen Leute hierher — sogenannte Liebhaber, verstehst du? — die zahlen, was du verlangst!“

Also sprach Dirk Blaats, mein Freund und Gastgeber, den ich bis an mein Lebensende in dankbarer Erinnerung behalten werde. Gleichfalls unvergeßlich wird mir jedoch auch jener „sogenannte Liebhaber“ bleiben, der sich, als ich weisungsgemäß zugewartet hatte, eines schönen Tages bei mir einstellte. Dirk Blaats hatte mir nahegelegt, es ihm zu überlassen, mit eventuellen Interessenten zu verhandeln. Er meinte es gut mit mir, doch die Geschichte hatte einen Haken: Dirk Blaats war tagsüber meistens auf irgendeiner seiner Plantagen, und somit un-erreichbar. Folglich hatte sein wohlmeinender Rat wenig praktische Bedeutung. Darüber zerbrach ich mir aber schließlich nicht weiter den Kopf, da es mir im Grund einerlei war, ob ich um ein paar Gulden mehr oder weniger erzielen würde.

Es kam also eines Tages der erwähnte „Liebhaber“ angerückt, besichtigte meine Schätze, nicht zufrieden und forderte mich auf, die Kiste auf sein Schiff bringen zu lassen. Ueber den Kaufpreis wurde kein einziges Wort gesprochen: ich sah, daß ich einen wirklich großzügigen Abnehmer gefunden hatte.

Am Nachmittag mietete ich ein Pony-wägelchen, lud meine Kiste auf, und der eingeborene Kutscher fuhr los. Ich hatte alle kostbaren Stücke mitgenommen, mit Ausnahme der verschiedenen Ringe und Ketten,

Die zwar einen Gold-, doch meiner Ansicht nach keinen Liebhaberwert besaßen. In glühender Sonnenhitze rumpelte der Wagen dahin. Beiderseits der schnurgeraden Straße wechselte Sumpf mit Palao (Mangroben), dann kam Pfeffer, Balao und wieder Pfeffer. Der Pfeffer stand gerade in Blüte und verbreitete weit hin jenen starken Geruch, den die Eingeborenen für den Erreger des Fiebers halten, was natürlich Unsinn ist. Gegen Abend erreichten wir Oeleh, das niedliche Hafendörfchen mit den zwischen Palmen und Bamboos verstreut liegenden kleinen Häuschen. Der Mann, der mich am Vormittag besucht hatte, wartete bereits. Als er mich kommen sah, winkte er zwei Malaien, die meine Kiste nahmen und in ein Boot trugen. Dann lud er mich ein, einzusteigen, und wir ließen uns hinüberrudern zu dem von ihm gear- terten Schiff. Dort gingen wir an Bord, während die beiden Eingeborenen, nachdem sie meine Kiste ausgeladen und ihren Lohn erhalten hatten, wieder in ihr Boot stiegen und zurückruderten. Ich fragte meinen „Liebhaber“, ob er den Leuten nicht nachrufen wolle, daß sie mit ihrer Ruffschale auf mich warten mögen. Daraufhin lächelte er sehr verbindlich und meinte: „Mein Name ist Greenwell. Und für heute, Sir, sind Sie mein Gast. Morgen früh werde ich mir gestatten, Sie wieder an Land bringen zu lassen.“

Ich dankte für die freundliche Einladung und Mr. Greenwell führte mich hinunter in seine Kabine. Ein Boy brachte eine Flasche Whisky, wir zündeten uns unsere Pfeifen an, und es dauerte nicht lange und wir befanden uns in recht angeregter Unterhaltung. Wir erzählten einander von unseren Fahrten und Abenteuern, tranken zwischen- durch immer wieder ein Gläschen, und so verging die Zeit. Ich erinnere mich, daß Mr. Greenwell schließlich auch auf seinen Onkel zu sprechen kam, der — wie er sagte — vor ein paar Jahren auf Neu-Guinea von Kannibalen aufgefreßen worden wäre. In seinen Augen schimmerten Tränen, während ich (auch daran kann ich mich noch erinnern) Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen. Was weiter geschah — ich gestehe es ein — ist meinem Gedächtnis entschwunden. Es will mir zwar scheinen, daß der Boy noch eine zweite Flasche Whisky brachte und daß nachher noch ein „Starboardlight“ entlockt wurde; daß Mr. Greenwell und ich einander in den Armen lagen und wir uns gegenseitig Bruder nannten, — all das kann ich aber nicht be- schwören. Der Alkohol hatte mein Gehirn er- weicht und in eine schlammig-träge Masse verwandelt, in einen Morast, in dem mein Denkvermögen erstickt war. . . .

Ja, der Alkohol! Dieser heuchlerische Unheilstrifter und nichtswürdige aller Ver- räter hatte mich auf einen netten Glanz her- gerichtet! Und schuld war nur ich allein, — wenn nicht etwa der auf Neu-Guinea von Kannibalen verpeitete Onkel!

Als mein Hirn wieder zu funktionieren begann und ich aus dem schwersten aller Nausüchle erwaachte, konnte ich mich nicht genug wundern: ich lag am Strand und meine Kleider waren naß! Wo war Mr. Green- well? Und wo meine Kiste? Von beiden weit und breit keine Spur! Was meine zaghaft umherblickenden Augen sahen, war nichts als das endlos weite Meer, auf dessen ferner Himmelslinie der blutrote Sonneball aus einem blutroten Meer langsam emporstieg. Unbetrobt ein erhabenes Gestirn nach- ahmend, stieg nun auch ich langsam empor

und wankte unsicheren Schrittes zu einem umgestürzten Boot, auf das ich mich nieder- ließ. Kopf und Glieder schmerzten mich, doch ich mißachtete alle Schmerzen und konzen- trierte meine Gedanken, um gewissermaßen den Dingen auf den Grund zu kommen. Das einzige Resultat aber, zu dem mich meine Ueberlegungen und Schlußfolgerungen ge- langen ließen, war die Erkenntnis, daß ich wieder einmal einem Sharper aufgefressen war: Mister Greenwell, der mit seinem rich- tigen Namen vielleicht Scharf geheißen ha- ben mochte, war unzweifelhaft ein Artgenosse meines alten Freundes Guldener recte Pierre Noir. Und meine Kiste mit den Waffen war den gleichen Weg gegangen, wie das Geld, mit dem ich mir in Penang eine Existenz zu gründen gehofft hatte.

Die höher steigende Sonne rüttelte mich aus meinen Gedanken. Ich erhob mich und machte mich auf den Rückweg nach Kota Radja. Einen Wagen zu nehmen, unterließ

ich diesmal; denn erstens hatte ich kein Ge- bäd mehr, und zweitens kein Geld. Als ich wieder in die Stadt kam, war Dirk Blaas auf einer seiner Plantagen. Das war mir sehr recht. Ich nahm ein Blatt Papier und schrieb:

„Lieber, guter Freund! Ich muß drin- gend abreisen. Ich danke Ihnen für alles, und wenn unsere Lebenswege sich noch einmal kreuzen sollten, werde ich auch dem Schicksal danken. Glück auf!“

Diesen Zettel legte ich auf den Tisch. Dirk Blaas mochte denken, was er wollte, wenn er nur nichts von meiner Dummheit und Schande erfuhr! Dann nahm ich meine Gold- reifen (wie gut war es gewesen, daß ich sie zurückgelassen hatte!) und ging. Ging zu einem Krämer, machte das Zeug zu Geld und — sagte Kota Radja: Lebewohl! Vier Tage später landete ich in Singapore.

(Schluß folgt.)

Merlei Merkwürdiges aus Brasilien

Von Nikolaus Klein.

Ich sog mein Zigaretten-Etui aus der Tasche, bot meinem Cicerone eine Zigarette an, entzündete das Streichholz und bediente ihn. Er belehrte mich, daß man in Brasilien das geschlossene Etui überreicht, dann die Schachtel mit Streichholz. Rache man es so, wie ich eben, so bedeute das Nichttrauen dem andern gegen- über.

Ich traf einen mir v. n. Europa bekannten brasilianischen Kaufmann in Rio de Janeiro auf der Straße. Er reichte mir nicht etwa die Hand, sondern umarmte mich mit der Rechten, mich dabei herzlich auf das Schulterblatt klopfend. Wie er mir versicherte, wäre ich ver- pflichtet gewesen, das Gleiche zu tun, denn das sei die übliche Begrüßungsart und nicht das Händedrücken.

Begegnet man auf der Straße der Gattin eines guten Bekannten, so muß man sie umarmend begrüßen. Dagegen wäre es die größte Taktlosigkeit, sie zu begleiten. Man erkundigt sich nach ihrem Befinden, spricht noch einige Höflichkeitsworte mit ihr, um sich dann zu ver- abschieden, selbst wenn man den gleichen Weg hat wie sie.

Will man bei jemanden in der Wohnung vorzusprechen, so muß man vor dem betreffenden Haustor stehen bleiben und (falls keine Glocke da ist, und meistens ist keine da!) solange in die Hände klatschen, bis einem ein Familien- mitglied Eintrittserlaubnis gibt. Ohne diese in ein Antwesen einzutreten, ist in Brasilien Hausfriedensbruch und wird auch als solcher streng bestraft.

In der Straßenbahn sah ich beim Ein- steigen im vollbesetzten Wagen einen Herrn sitzen, den ich tags zuvor in Gesellschaft ken- nen gelernt habe. Als ich dem an mir vor- übergehenden Schaffner das Fahrgeld geben wollte, verteilte er dessen Annahme, mit der Begründung, daß es schon bezahlt wäre. Wie ich ihn verwundert anschaue, deutet er auf meinen Bekannten vor sich. Beim Aus-

steigen, versuchte ich, mich bei demselben zu be- danken. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß, wenn zwei Bekannte sich in der Tramway be- gegnen, wenn sie auch nicht zusammen sitzen, der für beide zahlt, zu dem der Schaffner zu- erst kommt.

Die Höflichkeit verlangt es, daß man einen Bekannten, wenn man im Restaurant bei Tisch sitzt und dieser an einem vorübergeht, man ihn nicht nur zum Platznehmen einladet, sondern sogar zum Mitspeisen. Aber andererseits ver- bietet es die Höflichkeit, eine solche Einladung zu akzeptieren. Man darf sich nicht einmal an den gleichen Tisch setzen; das würde heißen, man nehme deshalb am Tische Platz, um von dem andern freigehalten zu werden.

Wie groß auch immer eine Gesellschaft sein mag: immer der zahlt, der nach dem Kell- ner ruft. Es gehört aber zum guten Tone, daß auch die anderen ihre Brieftasche ziehen und sich mit dem Kellner und den übrigen Tisch- nachbar heruntretten, wer zahlen darf.

Gänse sind in Brasilien Vierzögel. Würde jemand auf den Gedanken kommen, eine Gans zu braten, so würden ihn seine Nachbarn als Barbaren entsprechend behandeln. Nichtsdesto- tweniger kann man aber in den feinsten Deli- katesgeschäften prachtvolle Gänselebern — aus Europa importiert — kaufen.

Zigaretten werden nur in ganzen Packun- gen zu 20 Stück verkauft. Kauft man 11 oder gar 1000 Stück, so bekommt man darauf bis zu 30 Prozent Rabatt.

Es ist interessant, daß die Banken nur je- nem Antragsteller ein Einlage-Konto eröffnen, der Referenzen anzugeben weiß.

In allen Staaten Brasiliens amtieren die Polizeibehörden von mittags 1 Uhr bis nachts 1 Uhr. Anzeiger, Angeklagte, Zeugen etc. wer-

prallte sie zurück. Indes der Herr Lechner ging ungeniert an ihr vorüber in die Küche. Sie saß sich auf einen Stuhl. Frau Anna lehnte sich an die Kredenz. Herr Lechner gurgelte etwas, ganz entgegen seiner sonstigen Gewöhnlichkeit. Es war das aber nur, weil seine Augen durch die Wölbung der Küchenschürze durchzuckerten und verfinsterten.

„Also liebe Frau Lechner — früher pflegte er ‚Gnädigste‘ zu sagen — Ich kann nicht mehr zuwarten. Man hat Zahlungen. Ich werde selber gedrängt. Sie wissen, wie das ist bei einem Kaufmann.“

„Wir sind doch so lange Stundschaff.“

„Ja, darum habe ich auch so lange zugewartet.“

„Außerdem wird mein Mann ja wieder Arbeit finden —“

„Ich bitte Sie, wo? Und bei seiner Einstellung.“

„Schauen Sie, Herr Lechner —“

„Also wie gesagt, Sie haben von meiner Frau heute wieder etwas geholt — ich müßte rein die Anzeige machen, denn laufen, wenn man weiß, daß man nicht zahlen kann, Sie wissen, wie man sowas nennt.“

Frau Anna wurde dunkelrot im Gesicht und doch sah sie nicht Lechner vor sich, sondern den kleinen Bub — und die Uhr, deren Zeiger unerbittlich gegen die erste Stunde zulief, Herr Lechner war aufgestanden. Anna fühlte, wie seine kleinen Augen aus den Fettpolstern stielten und an ihr herumtafelten. Er trat an sie heran und seine feuchthalten Finger umspannten ihre nackte Arme. Dann sagte er langsam und betont:

„Ich könnte allenfalls ja zuwarten —“

Annas Herzen, zerfasert um jedes Frühstück, jedes Mittagessen, jedes Nachtmahl, streikten. Ihre Seele zerbrach nach monatelangem Hämmern der Not mit diesem Schlage. Sie war zu keiner Abwehr, zu keinem Gedanken fähig.

Sie erinnerte sich später, daß der Bub gekommen, daß auf dem Küchenboden neben dem gewöhnlichen Bett ein Schilling gelegen (vielleicht war es aus Lechners Hosentasche gerollt); daß der Bub mit dem Geldstück davongestürzt war.

„Weißt Mami, es war gar nichts Besonderes. Einen Affen haben wir gezeigt, mit so garstigen langen Haaren vorn auf der Brust, dann hat ein Papagei unaufhörlich gekreisch. Die Riesenschlange, die hat sich so langsam bewegt, es war grauslich. Und der Geruch, wir haben uns alle die Nase zugehalten. Es ist nicht für das Geld gestanden, Mutti!“

D, diese Böfewichter!

In der Pause war's arg zugegangen. Hinein in die Klasse, heraus aus der Klasse, blitzschnell über den Gang und wieder zurück. Fast hätte der Karl den Franz noch erwischt, aber da knallte der die Klassentüre zu und hielt innen die Klinke fest mit aller Kraft. Doch außen zog der Franz daran und das war auch nicht ohne. Auf einmal ein Ruck, beide taumelten zurück — die zwei Klinken haben sich von einander getrennt. Gerade daß es Fris, dem Wäppler der Klasse, vor dem Läuten noch gelang, die beiden Teile so in die Tür zu stecken, daß es aussieht, als ob nichts geschehen wäre.

Der Fachlehrer tritt ein; Franz schließt dienstbescheiden, aber sehr vorsichtig die Tür; alles in Ordnung. Es ist Geometrie. Von Pyramiden, ihrem Volumen und ihrer Oberfläche ist die Rede; Pythagoras richtet wieder einmal viel Aufsehn an. Emil muß hinaus, weil ihm nicht

wohl ist; Franz bekommt plötzlich Nasenbluten; bei einigen anderen wirken die Pyramiden auf den Bauch. Endlich läutet es — Mittag — die Schule ist aus.

Aber wie Hans, der immer am schnellsten fertig ist, zur Türe kommt, fehlt die Klinke. Der Herr Lehrer tritt hinzu, Franz und Karl müssen ihre Rüstung ablegen, der Herr Lehrer schimpft — aber das alles nützt nichts, man kann nicht hinaus. „Alles, jetzt macht keine dummen Wige!“ sagt das Klassenoberhaupt. „Wer hat die Klinke? Her damit!“ Alles bleibt still, nur da und dort klingt es so merkwürdig, wie unterdrücktes Nichern. „Na, da müssen wir die unterjuchen, die in der Stunde hinausgegangen sind,“ sagt der Lehrer ärgerlich. Die Untersuchung beginnt. In Emils Tasche findet sich ein Schwindelzettel mit den geometrischen Formeln; Karl trägt einen Brief mit der Unterschrift „Mizzi“ auf seinem Herzen; Audi hat ein Pfeifchen im Mundrad, mit dem er natürlich niemals in der Turnstunde gepfiffen — die Klinke findet sich nicht. Der Lehrer wird nun ernstlich böse, verliert die Ruhe. „Mar,“ sagt er zum Mästerjunker, „hol den Schuldner!“ Mar schaut verdutzt, macht ein paar Schritte, ein Höllengelächter bricht los — er kann ja nicht hinaus!

Da springt der Lehrer wütend zur Tür, trommelt mit den Fäusten dagegen, ruft, so laut er kann: „Aufmachen!“ Gleich darauf öffnet sich die Pforte, der Herr Direktor tritt ins Zimmer: „Wer erstreckt sich hier, einen solchen Spektakel zu machen!“ schreit er, hochrot vor Zorn. Der Herr Lehrer tritt vor, stammelt etwas von „Entschuldigung, die Türklinke —“

Plötzlich schweigt er, starrt wie entgeistert auf die Türe — die Klinke ist an Ort und Stelle.

Weiteres

Seemannsloß. „Auf Ihren Fahrten sind Sie wohl großen Gefahren ausgesetzt gewesen?“ fragte die alte Dame den jungen Seemann. „Ja, einmal wäre ich beinahe ertrunken“, erwiderte dieser. „Ah, bitte erzählen Sie doch, das muß ja sehr interessant sein.“ „Ich war im Bade eingeschlafen und hatte vergessen, den Gahn zuzuschließen.“

Das Vorzeichen. „Um des barmherzigen Himmels willen!“ schrie Herr Quantsch. — „Was ist denn los?“ — „Na, da kannst du noch fragen! Du hast doch das Salz umgeschüttet.“ — „Na — und?“ — „Das bedeutet Unglück.“ — Frau Quantsch kann nicht umhin, laut aufzulachen: „Du mit deinem albernen Aberglauben. Auf dem Wege zum Standesamt liest uns auch eine schwarze Kage über den Weg.“ — „Siehst du!“ sagte Herr Quantsch.

Zeitgemäß. „Was war denn gestern bei dem Kaufmann Mehlmeier los? Da ging es ja laut her?“ — „Der hat seinen silbernen Konfusz gefeiert!“

Der Gentleman. An einem Samstagnachmittag war's. Meine Markttasche war bis zu obern gefüllt, als ich noch eine Rolle Klopfpapier oben auf legte. Und weil ich zu wenig darauf achtete beim Gehen, rutschte sie heraus, rollte auf die andere Straßenseite und direkt einem Herrn vor die Füße. Das war mir sehr peinlich, und ich suchte mich dahin zu verstellen, als ob mich die Sache gar nichts angehe. Doch das Schredliche geschah. Der Herr bückte sich, hob die Rolle auf, eilte mir nach und sagte mit liebenswürdigem Lächeln: „Sie sind sehr gutig, aber momentan habe ich wirklich keinen Bedarf.“

Die andere Frage. „Bati, kann man denn den Mond auch essen?“ — „Herrgott, laß mich zufrieden mit deinen dummen Fragen! — Kannst du nicht einmal eine vernünftige Frage stellen?“ — „Bati, wann ist das Tote Meer gestorben?“

Der Präsident. In einem südlichen Staat wird der neugewählte Präsident in der üblichen Weise durch Lösung von einundzwanzig Kanonenschüssen begrüßt. Zwei Caballeros unterhalten sich nach dem Festakt. „War die Feier schön?“ — „Gegenteil, Ein Reinfall.“ — „Reinfall? Wie so?“ — „Sie haben ihn nicht getroffen.“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 196.

Von Dr. L. de Jong.

(D. Arb.-Schachzeitung, 1929/XI.)

Schwarz: Ke8, De8, Le2, Bc7, e5, e7, g7. (7)



Weiß: Ke1, Td5, f5, Sp2, f2, Bd7, f7. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungssatz zu Nr. 193: Dd—f8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Beutel Wilhelm, Arnsdorf b, Tetschen; Hahl Erwin, Nesteritz; Dinneblod Emil, Tetschen; Wenzel Adolf, Arnsdorf b, Halb da; Josef Schöpka, Eiditz; Robek Franz, Walleß Ludwig, Schmied Ferdinand, sämtlich Kutkau; Hleke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Mildorf Adolf, Tetschen; Bittner Richard, Fuchs Hans, Neubert Anton, Schlieger Josef, Kerschhagel Josef, sämtlich Kleinaugrart; Trlitsch Gustav, Wisterschan; Hyna Josef u. Franz, Hostomitz; Swoboda Josef, Nechwaltz.

Kreismeisterschaft.

Ab Sonntag, den 22. Juli, fand in Teplitz die zweite Runde der Kreismeisterschaft statt, zu welcher die Sektionen Wisterschan und Sobrusan angetreten waren. Wisterschan mit Ersatz für Walter und Novotny, Sobrusan ohne Pichl. Nach zweistündiger Spieldauer führte Sobrusan schon 3:1, doch gelang es Wisterschan nach einer weiteren Stunde auf 3:3 aufzuholen. Nun entspann sich ein erbitterter Kampf an den restlichen zwei Brettern bis der Sieg den glücklicheren Sobrusanern nach 4½ Stunden Spieldauer zufiel.

| | Sobrusan | Wisterschan |
|---------|------------|--------------|
| Brett 1 | Hyna | 1 0 Scharoch |
| .. 2 | Webersinke | 0 1 Robek |
| .. 3 | Junknkl | 0 1 Frisch |
| .. 4 | Böhm | 1 0 Röckl |
| .. 5 | Marzin | 1 0 Glauber |
| .. 6 | Zimmermann | 0 1 Schmed |
| .. 7 | Stehno | 1 0 Schramm |
| .. 8 | Wiedemann | 1 0 Skarwada |

Ergebnis: 5:3 für Sobrusan.

Als Kampfrichter amtierte Gen. Havel, Teplitz.

Am 7. Juli veranstaltete die Schachpartei Tetschen eine Simultanvorstellung, zu welcher L. A. B. Gen. Bruno Grund eingeladen wurde. Gen. Grund, welcher gegen 15 Spieler angetreten war, konnte nach schönem Spiel 11 Partien gewinnen, 1 remisieren und an 3 Brettern mußte er sich geschlagen geben.